

Oskoruša



Umzugskartons

Es ist Sommer und Winter und Frühling und Herbst. Der Geruch von frisch geschnittenem Gras und heißem Asphalt liegt in der Luft. Der kleine blaue Wagen, der uns den Hügel hoch nach Oskoruša bringt, fährt sich wie ein vertrauter Freund, der die Jahre der Abwesenheit vergessen hat. Der Motor brummt und alles fühlt sich richtig an.

Ein kleiner Junge sitzt neben mir. Ungefähr in meinem Alter. Es ist Sommer im Jahr 1988. Oder nein, doch nicht. Es ist 2025, mein Sohn ist zehn Jahre alt. Er sitzt auf dem Beifahrersitz, glotzt aus dem Fenster. Licht der Nachmittagssonne malt wirre Muster auf sein Gesicht. Er versucht in seinem Kopf die passenden englischen Wörter für seine Umgebung zu finden.

„Das ist ein *tree*“

„Das weiß ich doch, Papa“

Englisch ist sein Lieblingsfach. Sein zweites Lieblingsfach ist Kunst.

Der Wagen ruckelt, die holprige Straße führt uns hinauf. Wir biegen in die Einfahrt ein, die Großeltern warten schon. Der Lieblingsenkel ist wieder da. Ich höre nicht, wie sie seinen Namen rufen, denn in diesem Moment startet ein Rasenmäher, nicht weit von uns. Die Bäume sind auch wieder laut. Bald wird auch das einsame Haus wieder laut, voller Leben. Ich umarme meine Eltern, erkundige mich nach ihrem Flug und wie lange sie schon hier sind.

Im Treppenhaus stehen ein paar Kartons.

Weil es gerade noch so schön ist, wollen wir noch ein bisschen raus. Meine Mutter hat sogar schon ein paar Snacks (Imbiss) vorbereitet. Auf der kleinen Wiese breiten wir eine rot-weiße Picknickdecke aus. „Das ist das beste Getränk, Papa“, sagt der kleine Junge, während er die *Fanta* direkt aus der Plastikflasche trinkt. Zu stürmisch. Sie schießt ihm aus der Nase. *Fanta* spritzt auf seinen Malblock und die Farben beginnen zu verwischen. Der Ritter, nicht mehr fröhlich, sondern wütend.

„Och, Mann, ich hab mir so viel Mühe gegeben.“ Den Skizzenblock legen wir zum Trocknen auf die Heizung im Wohnzimmer. Dann fangen wir an. Wir machen uns daran, die Vergangenheit in die Kisten zu packen - wir verstauen sie, um sie zu vergessen. Schlüpfer, Porzellan, Heiligenbilder. Ein Häkeldeckchen. Bild von Oma - Packe ich nicht weg. In die Küche damit. Auf dem Dachboden finde ich Staub und Spinnweben, mein Sohn Schätze. Darunter auch meinen alten Commodore 64.

„Was ist das?“ fragt er, als er das Gerät aus der Ecke zieht. Ich lächle.

„Das ist ein Computer, den ich als Kind benutzt habe. Der erste, den ich je hatte.“ Mitten im Chaos des Wohnzimmers schließen wir den Computer an. Die Töne von *Bubble Bobble* erfüllen den Raum. Schrecklicher Sound, die Farben vom Bildschirm sind hässlich. Mein Sohn ist sofort begeistert.

„Was muss man tun?“ fragt er. Ich erkläre ihm das Spiel, während er mit seinen Fingern über die Tasten fliegt. Es ist ein Zwei-Spieler-Plattformspiel. Wir steuern zwei Drachen, einen grünen, einen blauen. Ich mag die Farbe Blau - wähle den blauen Drachen. Mein Sohn mag alle Farben.

Unsere Aufgabe: die Gefangene aus der *Cave of Monsters* befreien. Wir steigen von Plattform zu Plattform, immer höher und höher. Auf einem Level ist der Endgegner ein Mann in einer Uniform, wir locken ihn geschickt, bringen ihn dazu, von der Plattform zu springen. Auf einem anderen Level müssen wir gegen ein überdimensional großes Schaf kämpfen. Kein Problem. Wir besiegen sie, Level für Level, bis wir nach oben steigen – immer höher und höher.

Nach einem Jahr erreichen wir das letzte Level. Ganz oben genießen wir die Aussicht. Auf einer kleinen Bank unter einem großen Baum sitzt ein kleines Mädchen. Kein Schatten bedeckt ihr Gesicht, sie ist komplett in das Licht der Abendsonne getaucht. Sie lächelt mich an.

„Hallo Nikolai, ich glaube nicht, dass wir uns schon kennengelernt haben. Ich bin Kristina. Es ist schön, dass ihr mich endlich besuchen kommt.“

„Hallo Kristina, wir sind gekommen, um dich zu retten“, sagt Nikolai.

„Ich brauch aber nicht gerettet werden. Ich mag es hier. Es ist schön hier. Ich will bleiben.“ Kristina schaut Nikolai an. Beide sind etwa gleich groß, etwa gleich alt. Nikolai greift in seine Tasche und zieht einen Block und ein paar Buntstifte heraus.

„Okay, du kannst bleiben“, sagt er und gibt ihr die Sachen. „Hier, du kannst meine Malsachen haben, damit dir nicht langweilig wird.“ Kristina lächelt ihn an. „Danke, bis zum nächsten Mal.“ Nikolais Oma ruft uns aus der Küche. Die Lasagne dampft auf dem Tisch und der Duft füllt das ganze Haus. Wir essen, reden und lachen.

Es ist Sommer in London und es regnet. Ich schreibe meinem Vater Saša. Ich könnte ihn auch anrufen, aber dazu habe ich keine Zeit und keine Lust. Ich muss noch ein paar der Kartons ausräumen.

Ich schreibe in unseren WhatsApp – Chat:

Hey

Ich bin gut angekommen.

Schau mal, was ich beim Auspacken gefunden habe.

Ich schicke ihm ein Foto. Auf dem Foto sind wir beide zu sehen, wie wir vor einer alten Konsole sitzen und vertieft sind in unser Spiel. Ich kann mich nicht mehr an dieses Bild erinnern.

L.H.



Oskoruša 2.0

Déjà-vu, woher kommt dieses Wort? Es ist ein interessantes Wort. Es klingt verwirrend, aber irgendwie auch magisch.

Mein Vater und ich, ich heiße übrigens Nicolai, ich weiß nicht, ob mein Vater mich erwähnt hat, es ist/war 2058. Fehlt was!

Die Sonne schien auf die schwarz asphaltierten glatten Straßen, die uns kurvig nach Oskoruša brachten. Wir kamen nur langsam voran, mein Vater, bei mir eingehakt, hatte seinen Rollator zuhause vergessen. Typisch. „Ach was, den brauche ich nicht“, hatte er gesagt. Und jetzt? Jetzt stützte er sich schwer auf meinem Arm, als ob ich sein Geländer wäre. Ich blickte mich um, als wir in Oskoruša angekommen waren. Ein kleines Dorf, das keines mehr war. Keine krummen, buckligen Wege, sondern sauber asphaltierte Straßen. Ich bin verwirrt. Aus den Erzählungen meines Vaters hatte ich mir den Ort ganz anders vorgestellt. Kleine Häuser mit roter Fassade. Enge und hubbelige Gassen. Die Namen der Familien statt Hausnummern.

Doch heute war das Dorf zu einem Touristenort geworden. Einkaufsläden, Hotels und noch anderer Kram. Oskoruša 2.0? Auch das Gefühl war ein anderes. Autogeräusche, gestresste Menschenmengen, glitzernde Fenster und ein Geruch nach Abgas, frischer Farbe und heißem Asphalt. Ich versuchte mir vorzustellen, was mein Vater sah. Das alte Oskoruša, von dem er mir so oft erzählt hatte?

Dort drüben sagte er plötzlich und blieb stehen. „Da geht’s zum Friedhof.“ Ich war erstaunt. Wir kommen extra her, und er will zum Friedhof? Trotzdem sagte ich nichts und nickte bloß. Wir liefen also zum Friedhof. Vorbei an Supermärkten, Tankstellen, Handyläden und Imbissbuden.

Am Friedhof angekommen, fing mein Vater plötzlich an zu erzählen. „Hier, genau hier saß ich und hier standen Marija und Gavriilo. Wir picknickten mit der Familie.“ „Auf dem Friedhof?“ „Ja

klar, warum denn nicht. Es gab Fleisch, Brot, Ananas, und Schnaps natürlich!“ „Und wer bitte sind Marija und Gavrilo?“ „Ach, ich weiß auch nicht, wie ich mit denen verwandt bin. Egal!“

Ich sah genauer hin. Große Grabsteine standen geordnet nebeneinander. Manche älter und manche neuer. Aber alles war geordnet und sauber. Gemähter Rasen, geschnittene Bäume und Blumen um die Gräber. Ich nickte, konnte es mir vorstellen. Ich konnte das Picknick sehen. Ich konnte Tanten und Onkel lachen hören, als sie sich Schnaps einschenkten.

Zwei Friedhöfe, zwei Oskorušas, übereinandergelegt wie Folien?

Wir setzten uns auf eine nahegelegene Bank und ruhten uns etwas aus. Mein Vater hörte gar nicht mehr auf zu erzählen. Von Familienmitgliedern, die ich nie kennenlernen würde, von Schlangen und von seltsamen Dingen, von denen ich nicht weiß, ob sie wirklich so geschehen waren oder ob er nur mal wieder fantasierte.

Wir gingen weiter.

Es war heiß und stickig und ich drängte, wieder nach Hause zu fahren. Doch er war gar nicht mehr zu bremsen. An jeder Ecke blieb er stehen und hatte etwas zu erzählen. Von Autoreifenhändlern bis hin zu Schinken Broten. Doch wenn ich hinschaute, war nichts mehr so, wie er es erzählte und wie es mal war. Das neue Oskoruša hatte das alte verschluckt und wieder ausgespuckt. Doch mein Vater ließ sich nichts anmerken und hielt sich an den Überresten wie an einer roten Fassade fest.

Wir kamen wieder am Rand der Stadt an unserem Auto an und ich fühlte mich so, als würde ich die Stadt mittlerweile durch meine und durch seine Augen sehen. „Es ist so, als würden zwei Welten übereinanderliegen,“ sagte ich. Ich sah meinen Vater an. Sein Gesicht war gezeichnet von Zeit und Geschichte und er wirkte sichtlich zufrieden, sein Oskoruša noch einmal erlebt zu haben.

Er nickte langsam. „Ja, so ist das mit Erinnerungen, sie sind nicht nur das, was mal war, sondern auch das, was wir daraus machen und was wir nie vergessen.“

Wir setzten uns ins Auto. Mein Arm tat weh, sein Gewicht, seine Geschichte, alles hing an mir. Aber das störte mich nicht.

M.R.



Oskoruša

Immer weiter, laufen, immer weiter hoch, niemals zurücksehen. Dieser Gedanke ging mir schon, seit ich ein kleines Kind war, durch den Kopf. Wenn wir den Berg hoch nach Oskoruša wanderten.

Die Landschaft blüht und die Sonne drängt sich langsam durch die hohen Baumwipfel hindurch. Der Tag ist ruhig, die Vögel singen, und der Himmel schimmert in einem fast übertriebenen Blau. Es ist ein schöner Tag, und genau der richtige Moment, um uns ein Stück näherzukommen, an dem Ort, der so viele Geschichten über meine Herkunft in sich trägt. Ich spüre die Erinnerungen an meine Familie, die, je näher wir dem kleinen Dorf kommen, immer lauter und größer werden. Mein Sohn Sanjo klammert sich den ganzen Weg über an seinem kleinen blauen Kuscheltierdrachen fest. Ironisch, wenn man bedenkt, was dieser Ort hier alles für Geschichten in sich trägt. Die Hand meiner Frau halte ich immer fester. Langsam steigt die Aufregung, während schon kleine Häuser, in Sonne getränkt, zu erkennen sind. Immer mehr habe ich das Gefühl, dass mich da oben etwas erwartet, womit ich nicht rechne. Ich war so lange nicht mehr an diesem Ort. Was, wenn nichts mehr ist wie vorher? Nichts mehr zum Erinnern bleibt? Dann. Angekommen. Im Dorf der Gefühle. Im Dorf der Vergangenheit. Sanjos Gesicht in dem Moment, in dem er die alten Häuser, die engen Gassen sieht, werde ich nie vergessen. Ein helles Funkeln in seinen Augen. „Papa, hier will ich auch mal wohnen“ Er weiß es nicht, aber diese Worte haben mein inneres Kind irgendwo geheilt. Ich habe mir nie nur eingebildet, wie schön mein Herkunftsort ist. Er ist es wirklich. Und ich werde immer ruhiger, wenn ich daran denke, dass ich diesen Ort meinem Sohn und meiner Frau zeigen darf.

Die Straßen sind größtenteils leer. Alte Menschen, vereinzelt auf kleinen Bänken im Dorf verteilt. Ich gehe zu einer einsam wirkenden Frau, frage sie, wo denn das Leben geblieben sei. „Es ist immer noch da, nur ruhiger,“ antwortet sie mir. Ich frage sie, ob es Gavriilo noch gebe. „Nein, mein Junge, er ist vor ein paar Jahren verstorben“. Es trifft mich, dass der alte Mann, der eigentlich immer da gewesen ist, nicht mehr in diese Heimat gehört. Kurz schleicht sich der Gedanke ein, dass Oskoruša nun nicht mehr das gleiche ist. Aber so ist es nicht. Es ist immer noch da. In den Wänden der veralteten Häuser, in den groben Steinen auf der Straße. In den Menschen und in ihren Erinnerungen. Genauso wie in Großmutter.

Als ich so an den alten Gavriilo und Großmutter Kristina denke, erinnere ich mich an den Friedhof und seine Geschichten. Wir entscheiden, uns auf den Weg dorthin zu machen. Vor allem auch, um Großmutter zu besuchen. Sie lebt nicht mehr und es trifft mich immer wieder, wenn ich daran denke, dass Sanjo sie niemals kennenlernen wird. Das ist auch ein Grund, warum ich ihn hierhergebracht habe. Um seine Herkunft, seine und meine Geschichte, ein bisschen besser zu verstehen, dass, womit ich mich selbst so viele Jahre auseinandergesetzt habe. Der Friedhof ist mehr als nur ein Ort der Ruhe. Er ist ein Spiegel meiner Herkunft, der stillen Verbindung zu den Menschen, die mich geprägt haben, obwohl sie längst nicht mehr unter uns sind. Und es ist auch ein Ort, an dem ich, trotz des langen Abstands, noch immer das Gefühl habe, zu Hause zu sein. „Schau, dort drüben ist das Grab von Großmutter“, sage ich leise, als wir an einem besonders verwitterten Stein vorbeigehen. „Sie war eine starke Frau und hatte eine Art, wie sie mit Dingen umging, die mir bis heute hilft.“ Meine Frau nickt, und mein Sohn, der noch nicht viel von diesen Geschichten versteht, zeigt mit dem Finger auf ein paar Blumen, die in bunten Farben am Grab wachsen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, als ich dort stehe. Ich kann die Luft der Heimat riechen und zugleich spüren, wie fern und gleichzeitig nah mir all das ist. Diese Gräber, diese Geschichten aus einer anderen Zeit, geben mir das Gefühl, dass ich immer noch ein Teil von etwas Größerem bin. Aber auch die Fragen bleiben, die ich in meinem Buch zu beantworten versuche: Woher

komme ich wirklich? Was bedeutet diese Herkunft für mich, der ich in einer anderen Welt, weit entfernt von dieser, lebe?

Der Friedhof ist voller stiller Geschichten. Jede Ecke scheint ein Geheimnis zu bewahren. Ein Stück der Vergangenheit, das in den Steinen, den Verwitterungen und den verblassten Namen eingeschlossen ist. Es ist ein merkwürdiges Erlebnis, diesen Ort mit meiner Familie zu teilen, mit Menschen, die nie in diese Vergangenheit eingetaucht sind, aber deren Leben sich dennoch mit meiner Herkunft verbindet.

Ich fühle eine tiefe Verbundenheit zu dieser Erde, aber auch eine seltsame Fremdheit. Die Generationen, die vor mir dort liegen, sind so weit weg. Und doch habe ich das Gefühl, ein Teil von ihnen zu sein. Ich will meinem Sohn erzählen, was sie für mich bedeuteten, will ihm mehr über diese Wurzeln vermitteln. Aber Worte, die tief aus der Erinnerung kommen, scheinen manchmal zu wenig, um all das zu erklären.

„Ich hoffe, du wirst eines Tages verstehen, warum dieser Ort so wichtig für mich ist“, sage ich zu Sanjo, als wir schließlich vor dem Grab meiner Großmutter stehenbleiben, das Grab unter dem Schlangenbaum. Der Baum trägt jetzt Früchte, was zu dieser Jahreszeit etwas früh scheint. Die Schlange ist zwar längst weg, aber es wirkt, als würde sie sich immer noch über die Äste schlängeln. Es ist schön, endlich hier zu sein, endlich wieder Frieden zu spüren. Meine Frau legt die Blumen auf das Grab. Wir haben sie auf dem steilen Weg gepflückt. Es wird schon spät. Wir entscheiden uns, langsam den Rückweg anzutreten. Sanjo lächelte und zieht an meiner Hand. Vielleicht versteht er noch nicht alles, aber ich weiß, dass er, genau wie ich, irgendwann diese Geschichten in sich tragen wird. Ob er will oder nicht. Der Friedhof liegt hinter uns. Der Gedanke an diese Verbindungen, an meine Herkunft, begleitet mich. Es ist, als hätte ich einen kleinen Teil von mir selbst wiedergefunden – einen Teil, der in den Erinnerungen meiner Familie und den Geschichten, die ich selbst zu erzählen versuche, weiterlebt. Ich denke noch lange an diesen Tag. An den Blick meines Sohnes. Die beruhigenden Worte meiner Frau. Schon überlege ich, wann wir zurückkehren werden, vielleicht für eine längere Zeit. Aber für heute ist der Traum erfüllt. Für heute ist die Heimat schon längst zurückgekehrt.

T.O.

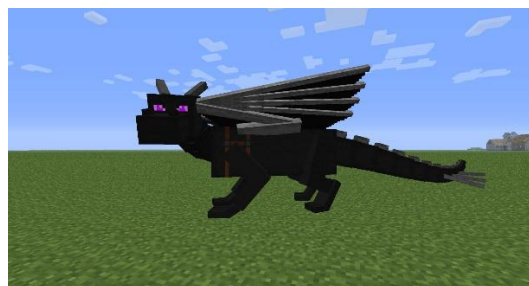


Das vierte Oskoruša

Ich stehe auf einem Hügel aus Bruchstein und blicke über die Welt, die ich und mein Sohn in den letzten Stunden gebaut haben. Alles ist aus Blöcken. Die Bäume, die Sonne, die sich eckig über den Horizont schiebt. In der Ferne auf der Wiese: Schafe. Meine Schafe. Es sind die Nachfahren derer, die es in echt gegeben hat, damals in der Heimat. Ich nenne sie alle „Schaf“, weil sie ja in Minecraft nicht auf ihren Namen hören und weil es mir leichter fällt, mich nicht an die echten zu erinnern. „Papa, wir brauchen einen Oskoruša.“ Ich drehe mich um. Mein Sohn steht neben mir, seine Spielfigur trägt eine Diamantschaufel. Ich öffne mein Inventar. Dort liegt ein Setzling, klein, grün, perfekt. Zwei Oskoruša-Bäume haben wir schon gepflanzt. Einen für den, der hinter dem Haus meine Großmutter gestanden hat. Einen für den, der nie in unserem deutschen Garten gewachsen ist. Jetzt also einen dritten, der in *dieser* Welt garantiert wachsen wird. „Er muss zum Haus.“ Er hat recht. Wir haben es noch nicht gebaut, aber ich weiß genau, wie es aussehen wird. Ich könnte es aus dem Kopf nachbauen, selbst jetzt, Jahrzehnte später. Die Steinmauern, die Holzbank unter dem Oskoruša. Ich könnte sagen, dass es nur ein Haus war, aber das wäre gelogen. Es ist und war mehr als das. Es war ein Ort, an dem ich ein Kind war. Ein Ort, den der Krieg nicht sofort verschlang, sondern langsam, Stück für Stück.

Wir gehen zu einer kleinen Anhöhe, nicht weit von der Schafweide entfernt. Ich hebe eine Schaufel und baue die Erde ab, bis die Fläche eben ist. Mein Sohn beginnt, das Fundament zu setzen - Steinblöcke, akkurat aneinandergereiht. Ich helfe ihm, die Wände zu bauen, Fenster einzusetzen, eine Tür aus dunklem Holz. Wir finden einen Teppich in meinem Inventar und legen ihn vor den Eingang. Ich stelle eine Kiste ins Haus und öffne mein Inventar. Drei Dinge will ich darin aufbewahren: Ein Buch. Eine Feder. Einen Kompass. Das Buch, weil Geschichten das Einzige sind, was nie verloren geht. Vielleicht wird dieses hier auch eine Geschichte erzählen. Die Feder stammt von einem der Hühner, die mein Sohn gefüttert hat. In echt gab es eine Feder, mit der meine Großmutter schrieb, als ihre Hände noch ruhig genug waren, um Briefe zu verfassen. Ich kann mich nicht erinnern, was in diesen Briefen stand, nur dass sie geschrieben wurden. Der Kompass zeigt nach Norden. Immer nach Norden. Im Spiel bedeutet das nicht viel. In echt war es die Richtung, in die ich eines Tages fuhr, um meine Heimat zu verlassen. „Papa, der Oskoruša fehlt noch.“ Ich nicke. Wir gehen vor das Haus, suchen den perfekten Platz. Ich setze den Setzling in die Erde, mein Sohn platziert Fackeln daneben. „Damit wir sie auch nachts sehen.“ Ich grinse. Natürlich. Was nützt ein Baum, wenn er im Dunkeln verschwindet? „Denkst du, sie hätte es gemocht?“ fragt mein Sohn. Ich schaue auf das Haus, auf den Oskoruša, auf die Schafe, die langsam näherkommen. „Ja“, sage ich. „Ich denke schon.“ Er nickt zufrieden und rennt in die Ferne, um mehr Holz zu holen. Ich bleibe noch einen Moment. Dann lege ich das Buch in die Kiste neben dem Baum. Man weiß ja nie, wann man eine Geschichte braucht.

M.C.



Vielleicht muss man es versuchen

Wir fahren. Durch Schnee, durch Kälte, durch das Niemandsland zwischen Hier und Dort. Ich lenke, mein Sohn auf dem Rücksitz. Der Kofferraum voller Geschichte, ein brauner Koffer, abgeschabte Ecken, das Leder riecht nach damals. Damals, als Oma noch lebte. Ihre Fernbedienung lag immer auf der Sofalehne, perfekt platziert. Strategisch. Ein Zauberstab der Macht. Sie kontrollierte die Wirklichkeit mit einem Knopfdruck. Nachrichten, wenn sie traurig sein wollte, Telenovelas, wenn sie an die Liebe glaubte. Jetzt lag die Fernbedienung irgendwo in einer Kiste. Oder in diesem Koffer?

„Papa, kann man Drachen mit Brot füttern?“ Mein Sohn, in seinen roten Schuhen, dem rot-weißen Schal mit dem Drachen darauf, den er in einer alten Kiste gefunden hat. Ein Schal aus Wolle, aus Fäden, aus Erinnerung. Drachen und Brot. Warum nicht? Drachen sind doch auch nur Geschichten mit Flügeln. Oskoruša, denke ich. Wie schreibe ich das? Wie schreibe ich, was nicht aufhört, geschrieben zu werden?

Oskoruša. *Sorbus domestica*. Der Speierling, auch Oskoruša genannt, ist ein Laubbaum aus der Familie der Rosengewächse. Selten geworden. Er trägt Früchte, die erst nach langem Liegen genießbar sind. Bitter. Wie Erinnerung. Er wächst langsam, über Jahrhunderte. Hat tiefe Wurzeln. Ist schwer auszurotten. Wie der Name Stanisic in diesem Ort.

„Oma hätte dir gesagt, du sollst den Drachen eine Suppe kochen, keine Brötchen geben.“ Winter in der alten Wohnung. Oma schnippelt Wurzeln, Karotten, Fleisch in den Topf. „Damit der Geschmack in die Knochen geht.“ Ihr Lachen. Ihre Geschichten.

Ein Schaf taucht am Straßenrand auf. Schnee auf dem Fell, ein wandernder Fetzen der Zeit. Das Schaf schaut uns an, kaut bedächtig. Es wirkt weise. Weiser, als ich mich fühle.

Anderer Winter. Mein Sohn ist älter. Steht vor einem Grab. Schaut auf Stein und Schnee. Der Koffer ist noch immer da, irgendwo. Voller Dinge, die bleiben, wenn Menschen gehen.

„Papa, warum weinen Schafe nicht?“ Was soll ich sagen? Dass Schafe weinen, aber anders? Dass Schafe alles wissen, aber nichts sagen? Dass Oma den Fernseher nie laut hatte, wenn es um traurige Dinge ging? „Sie weinen mit den Augen, nicht mit den Tränen.“

Oskoruša. Ein Baum. Ein Leben. Ein Schaf. Ein Winter. Ein Vater. Ein Sohn. Ein Koffer, immer dabei. Wie eine Geschichte, die sich selbst schreibt.

„Kann man Drachen mit Brot füttern?“ Vielleicht. Vielleicht nicht. Vielleicht muss man es versuchen.

Der Schnee fällt dichter, die Straße wird schmaler. Irgendwo in der Ferne ein Licht, ein Haus, vielleicht ein Gasthof. Vielleicht ein Zuhause. Ich spüre, wie der Koffer im Kofferraum sich mit jeder Erinnerung schwerer anfühlt.

„Papa, wohin fahren wir eigentlich?“ Ich überlege. Zurück? Vorwärts? Gibt es eine Richtung, die mehr Sinn ergibt als eine andere? „Wir fahren dorthin, wo es Geschichten gibt.“

Mein Sohn nickt. Er mag Geschichten. Er mag Drachen. Und vielleicht, vielleicht mag er auch Brot.

Wir stehen nun auf dem Friedhof von Oskoruša. Der Schnee knirscht unter den Schuhen, die Grabsteine tragen weiße Hauben. Ich sehe den Namen meiner Großmutter auf dem Stein, eingerahmt von verwitterten Blumen. Daneben vier Bäume ohne Blätter. Für jeden Besuch einen denke ich bei mir. Und das nächste Mal dann ein fünfter. Vielleicht schlägt er seine Wurzeln durch das Grab meiner Eltern. Und beim sechsten Mal durch meines. Und mein Sohn steht nun hier mit seinem Kind. Die Kälte schneidet ins Gesicht, aber das ist nicht der Grund, warum mein Sohn fröstelt.

„Hier ist Oma begraben?“ fragt er.

„Ja.“

„Hat sie auch einen Drachen gemocht?“ Ich überlege. „Vielleicht. Sie hat jedenfalls Geschichten gemocht.“

Mein Sohn nickt. „Vielleicht ist sie jetzt selbst eine Geschichte.“

Er zieht den Koffer aus dem Kofferraum, öffnet ihn vorsichtig. Darin die Fernbedienung, verpackt in ein altes Tuch, daneben ein Laib Brot. Dinge, die sie mitgebracht haben. Dinge, die bleiben.

„Sollen wir ihr was dalassen?“ fragt mein Sohn. Ich nehme die Fernbedienung heraus, lege sie auf das Grab. Die letzte Sendung, die sie geschaut hatte, war ein Film über einen Jungen, der einen Drachen flog.

„Vielleicht kann sie jetzt selbst bestimmen, was sie sehen will“, sagt Sasa. (höre ich Sasa sagen)?

Mein Sohn kichert. Dann nimmt er ein Stück Brot und legt es vorsichtig auf den Stein.

„Für die Drachen“, sagt er. „Falls sie vorbeikommen und ihr die Welt von oben zeigen.“ Und ich hoffe, dass sie es tun, aber wieso?

Wir bleiben noch eine Weile dort. Der Friedhof ist still, nur das Knirschen der Füße im Schnee und das ferne Blöken eines Schafs brechen die Stille. Ich betrachte den Koffer, denke an all die Dinge darin, die Bedeutung bekommen haben, weil jemand gegangen ist.

„Papa, was ist, wenn die Drachen gar nicht kommen?“ „Dann hat Oma das Brot.“

Mein Sohn lächelt. „Oma mochte Brot.“

Ein Windstoß fährt durch die Bäume. Ein paar Schneeflocken lösen sich von den Ästen. Es erinnert mich an Omas Hände, wie sie Teig kneten, die weichen Falten ihrer Finger. Hände bestehen aus 27 Knochen, 36 Gelenken und unzähligen Erinnerungen. Sie können festhalten, loslassen, schreiben, erzählen. Sie sind Archive der Berührung. Hände formen Brotteig und Schicksale. Omas Hände formen Brotteig und Schicksale.

„Papa?“

„Ja?“

„Wenn wir wiederkommen, können wir dann wieder Brot mitbringen?“ Ich nicke. Wir werden wiederkommen. Denn Geschichten hören nicht auf. Sie wachsen, wie Oskoruša. Langsam, tief verwurzelt, schwer auszurotten. Als wir gehen, schaut mein Sohn noch einmal zurück.

„Vielleicht ist Oma jetzt ein Drache.“ Und ich denke: Vielleicht. Vielleicht nicht. Vielleicht muss man es versuchen.

Ein letzter Blick zurück. Schnee fällt auf die Steine, auf das Brot, auf die Fernbedienung. Alles bleibt, alles verändert sich.

„Papa?“

„Ja?“

„Wachsen Bäume auch im Schnee?“ Ich schaue zu den kahlen Ästen der Oskoruša-Bäume, die hier auf dem Friedhof stehen. „Ja“, sage ich. „Langsam. Aber ja.“

Schnee ist Wasser in anderer Form. Eine Pause zwischen Regen und Fluss. Ein Mantel für das, was darunter schläft. Schnee macht die Welt leiser, aber nicht stumm. Unter Schnee wartet das Neue. Und genauso ist es hier ... in Oskoruša.

„Papa?“

„Ja?“

„Wenn wir nächstes Mal kommen, wächst dann ein Baum auf Omas Grab?“

Ich denke wieder an die Samen der Oskoruša, an ihre langsamen Wurzeln, an Geschichten, die weiterleben.

„Vielleicht“, sage ich. „Vielleicht nicht. Vielleicht muss man es versuchen.“

Mein Sohn nickt und nimmt mich an die Hand. Wir gehen zurück zum Auto. Der Koffer liegt jetzt leichter im Kofferraum.

Und über ihnen, irgendwo, vielleicht, schwebt ein Drache und eine noch ungeschriebene Geschichte.

L. E.



Oskoruša

Du spürst es zuerst an der Luft. Sie ist anders, anders als sonst. Schwerer, fast wie eine Hand auf deiner Brust. Der Winter hat das Land verschluckt und du stehst da, wo einst der Oskoruša war. Die Erde ist gefroren, kahl, doch du weißt: Darunter schlummern die Wurzeln, die Wurzeln der Herkunft. Warten.

Deine Hände in den Taschen, verfangen in Stoff und Erinnerungen. Die alte Mütze der Oma, die sie immer trug. Der Geruch noch da, ganz leicht. Ein Hauch von Rauch, von zuhause.

Dein Bruder neben dir. Um seinen Hals ein roter Schal, du kennst diesen Schal, weißt, was er für dich bedeutet. Dein Bruder, nichts ahnend. Er war immer der Erste, der dem Winter nachgab, sich in Häuser zurückzog, wo die Kälte nicht greifen konnte. Du weißt nicht, ob er sich noch an den Baum erinnert. Du weißt nicht, ob er auch so denkt, du weißt nicht, was er denkt. Du weißt nichts. Die Schafe stehen weiter unten im Tal, eingehüllt in ihrem Fell. Sie rühren sich kaum, wie erstarrt stehen sie da, als wenn die Zeit angehalten hätte. Früher hat Oma gesagt, sie wissen mehr als wir. Dass sie spüren, was kommt, bevor wir es begreifen. Ruhig legt sich der Nebel über das Tal, die Schafe darin eingehüllt.

Dein Blick fällt auf den Boden, dann auf deinen Bruder, wieder auf den Boden. Dort, die Axt, die immer noch da liegt. Vom letzten Mal. Eingefroren im Schnee, wie ein vergessenes Versprechen. Der Baum war krank. Vater sagte, er müsse fallen, dir fiel es schwer. Du wusstest, er kämpfte noch, er war noch nicht tot. Er kämpfte. So wie ihr. So wie du.

Der andere Bruder war damals auch hier. Nur um zu nicken, zu schweigen, zu gehen. Das war seine Art, Dinge loszuwerden. Du tust das nicht. Du hältst fest. Zu lange. Manchmal.

Der Schnee knirscht unter den Schuhen, als du dich regst. Dein Atem in der Luft, eine Wolke, die sich auflöst. Noch immer stehst du vor dem Platz, wo er einmal stand. Die Schafe beobachten dich. Dein Bruder auch.

Du fragst dich, ob Bäume im Winter träumen.

Der Himmel ist bleifarben, schwer, als könnte er jeden Moment herunterkrachen. Dich erdrücken, erdrücken in Sorgen, in Trauer. Die Kälte dringt durch deine Jacke, zieht sich durch deinen Rücken. Du hörst das dumpfe Mahlen von Hufen im Schnee. Eins der Schafe kommt näher, bleibt stehen, sieht dich an. Vielleicht sucht es etwas. Etwas, das nicht mehr da ist. So wie du.

Dein Bruder scharrt mit dem Fuß über die Erde. Es klingt hart und rau. Sein Mund öffnet sich und die Worte: „Es fühlt sich falsch an“ tragen sich über die kalte dünne Luft zu dir. Du weißt, was er meint, kannst seinen Gedanken nachvollziehen. Ihr habt den Baum gefällt, aber es fühlt sich an, als sei etwas mit ihm verschwunden, was ihr nicht hättet gehen lassen dürfen.

Der andere Bruder hätte es anders gesehen. „Es ist nur ein Baum“, hätte er gesagt. „Warum macht ihr so ein Theater draus?“ Er hätte gelacht, den Kopf geschüttelt, euch für Träumer gehalten. Vielleicht war er deshalb gegangen. Vielleicht, weil er nicht verstanden hat, dass der Oskoruša immer mehr war als nur Holz und Blätter. Immer mehr als Wurzeln im Boden.

Die Schafe drängen sich enger zusammen. Dein Bruder steckt die Hände tief in die Taschen, zieht die Schultern hoch.

Der Wind weht stärker, fegt feine Schneekristalle über die gefrorene Erde. Und dann kommt dieser Gedanke, plötzlich, leise: Was, wenn der Oskoruša wieder wächst? Was, wenn es irgendwo, tief im Boden, noch Leben gibt? Dein Blick fällt auf das Auto, auf der Rückbank sitzt dein Sohn. Mit dem Kopf nach unten gebeugt, konzentriert. Dein Blick zurück auf den gefrorenen Stumpf. Das Holz ist rissig, gesprungen. Aber irgendwo darunter könnte Neues schlummern. Warten. So wie du.

„Wir könnten was pflanzen“, sagst du mit gepresster Stimme. Dein Bruder sieht dich an, schaut auf den Stumpf. Schweigend, warten, dann nickt er. Langsam, als versuche er zu begreifen, was du meinst, fast wie eingefroren in Zeit und Raum.

Aber er nickt. Die Kälte bleibt, aber irgendwas fühlt sich leichter an.

Ihr macht euch auf den Weg zum Auto. Der Yugo, Baujahr 2025, strahlt dich mit seinen kalten Matrix-LED-Scheinwerfern an. Ein leichtes Schmunzeln regt deine Mundwinkel an. Du erinnerst dich zurück an den alten Yugo. „Den Yugo.“ „Das Yugo.“ Deine Mundwinkel legen sich wieder. Du sperrst auf und steigst ein. Dein Bruder blickt noch einmal zu den Schafen, dann ins Tal, dann zum Baum. Er schüttelt den Schnee an seinen Stiefeln ab und steigt ein. Dein Sohn blickt kurz hoch, öffnet seinen Mund und fragt: „Papa, wann gibt es Essen?“ Du zögerst, willst eigentlich noch kurz bleiben, einen Moment. Doch dich überkommt der Gedanke, auch mal loszulassen. Du legst den Schlüssel in die Ablage, drückst den Knopf der Start/Stopp Automatik und löst die Handbremse.

Der Blick deines Bruders zielt aus dem Beifahrerfenster. Dein Sohn schaut konzentriert auf seine Playstation Portable. Du erinnerst dich an deine Spielekonsole, an deine Kindheit, an die Flucht, die Schule.

Als ihr losfahren wollt, fällt dir auf: Kein Tourismus mehr hier. Früher kamen sie, um den Oskoruša zu sehen, um sich Geschichten erzählen zu lassen. Jetzt nicht mehr. Niemand hier. Jetzt ist es nur noch ein gefrorener Stumpf, eine leere Stelle in der Landschaft, die niemanden interessiert. Nur euch. Du hältst inne. Ein Gedanke überkommt dich, Motor aus. Du greifst ins

Handschuhfach suchst nach irgendetwas. Deine Finger streifen altes Papier, dann: ein Foto. Knicke in den Ecken, verblasste Farben. Du hältst es ins Licht. Der Baum noch da. Oma noch da. Ihr alle noch da. Ein Moment, eingefroren in der Zeit, wie die Wurzeln tief unter der Erde. Du drehst das Foto um. Eine alte Notiz, verblichen. Omas Handschrift. „Bäume vergessen nichts.“ Du legst es zurück. Der Motor springt wieder an. Ihr fahrt los.

L. L.



Das vierte Oskoruša

Manche Orte, die gibt es nur in Erinnerungen. Und dann gibt es Oskoruša. Nach ein paar Jahren hat es mich wieder hier hingezogen. Etwas, aber ich weiß nicht was. Ich komme an einem Vormittag an, der nach Hitze riecht. Ein bekannter Geruch. Bekannt, aber trotzdem so fremd, als sei ich noch nie hier gewesen. Die Straße hoch, die zu einem Bach führt. Auf der Straße ist meine Großmutter früher gegangen, langsam, immer einen Schal um den Kopf gebunden, als müsste sie ihre Gedanken fest- und zusammenhalten. Sie ist nicht mehr hier. Auch der Bach ist längst vertrocknet. Ein kleiner Spaziergang und die Erinnerungen überfluten wieder alles. Der Brunnen, den gibt es noch, in den habe ich früher als Kind immer meine Beine gehängt und mit den anderen gespielt. Der Fußball ist uns oft ins Wasser gefallen. Und der Hof des alten Mannes, in dem sich Katzen versteckten, so dass sie sicher waren, dass niemand sie verjagte. Die Katzenmutter nannte ich Kali, obwohl das nicht ihr echter Name war, denn sie war eine Calico-Katze, drei Farben und wunderschön. Es heißt, sie bringen Glück. Kali habe ich nie mehr gesehen. Aber ich stelle mir vor, dass sie hier noch irgendwo herumstreunert. Auch die alte Kirche steht noch, das verlassene Haus am Hang. Und es gibt den Baum.

Er steht außerhalb des Dorfes, wo die Erde bröckelt, die Straßen kaputt sind, hinten im Horizont, dort, wo früher Felder waren und heute nur noch Unkraut wächst. Darüber streckt sich der weite Himmel, als wolle er von hier verschwinden. Leer, keine einzige Wolke ist zu sehen, als wurden sie alle vergessen. Vergessen, zusammen mit den Katzen, dem Bach und auch der Großmutter.

Eine alte Oskoruša, der Baum, nach dem das Dorf benannt ist. Seine Äste quietschen, auch wenn der Wind sie nur leicht streift. Seine Rinde, gerissen wie die Falten einer veralteten Haut. Meine Großmutter erzählte mir immer Geschichten von diesem Baum. Ich weiß aber nicht, ob es derselbe ist, oder ob sich ihre Geschichte in einen anderen Baum gesetzt hat, wie eine Erinnerung, die immer wieder weitererzählt wird. Eine, die sich mit jeder Übersetzung ändert. Wer weiß, ob es die richtige ist. Vielleicht stand hier früher ein anderer, viel älterer Baum, dessen Wurzeln noch

viel tiefer wuchsen. Es kann auch sein, dass es diesen einen Oskoruša-Baum nie gegeben hat, und Großmutter hat ihn nur erfunden, da dieser Ort ohne diesen Baum unvollständig war. Vielleicht ist es aber auch ein Baum wie jeder andere.

Meine Großmutter erzählte immer, dass dieser Baum die Vergangenheit speichert, indem er mit der Zeit wächst und alle Geschichten mit sich und seinen Wurzeln im Boden verankert. Wer sich unter ihn setzt und ganz leise ist, soll Stimmen hören. Stimmen, die die Geschichten der Vergangenheit erzählen. Nicht so klar, wie der Nachrichtensprecher im Fernsehen, oder der Lehrer, der dir gerade ein Buch von Goethe vorliest. Nein, eher undeutlich, als würde man sein Ohr an eine Muschel halten und leise das Rauschen des Meeres hören. Sie sagte, manchmal ist das, was man hört, etwas Gutes. Ein Lied, harmonisch, warm, nostalgisch. Oder auch mal etwas Schlechtes. Ein Krieg, die lauten Schreie der Menschen, die unerträglichen Explosionen.

In der Hitze setze ich mich in den Schatten des Baumes. Die Rinde ist rau und spröde unter meiner Haut. Das erinnert mich an meine Großmutter. Ihr Lächeln, das nach und nach verschwand, während sie anfang, zu vergessen. Und wie sie manchmal nicht mehr wusste, wer ich war. Ein fremder Mann in dem Haus, in dem sie aufgewachsen war? Aber die alten Lieder aus ihrer Kindheit kannte sie noch. Auf ihrem Schaukelstuhl singt sie, als hätte sie nie Demenz gehabt. Besuche ich das alte Haus, sehe ich den Stuhl bis heute wippen. Ich sehe sie. Ich sehe sie, als sei sie noch nie weg gewesen. Sie singt für mich die alten Lieder.

Ich erinnere mich an einer der Geschichten, die sie mir erzählt hat: Früher, sagte sie, wuchsen hier zwei Oskoruša-Bäume, nicht nur dieser eine hier, der für den Anfang steht und Geschichten speichert, sondern zwei. Sie standen nebeneinander wie zwei Geschwister, oder Freunde, die sich nie trennen wollten. Die eine für die, die gingen, und die andere, für die, die blieben. Die erste stand am Wegesrand. Sie beobachtete die Reisenden oder auch die Einwohner, die ihre letzten Blicke auf das Dorf warfen, bevor sie für immer verschwanden. Der zweite beschützte die, die blieben, wachte über ihre Häuser, über die Felder und Gräser, über ihre Tiere, seien es Katzen oder Schafe, die zu Menschen wurden, wenn zu viele von denen verschwanden.

Man sagt, wenn man nur fest daran glaubt und seinen Wunsch ausspricht, wird er auch in Erfüllung gehen, man musste nur geduldig sein. Wenn der andere ihn hörte, ging er auch in Erfüllung. Und so veränderte sich alles. Zuerst waren es wenige, die gingen. Schließlich war Oskoruša ganz klein. Wenige Besucher verirrt sich. Dann wurden es mehr. Mit Rucksäcken auf den Schultern und Tränen in den Augen. Autos, Busse, sogar Fahrräder, eine lange Spur aus Trauer und Abschieden, die schwer von den Schultern hing. Sie verabschiedeten sich, aber niemand wusste, ob sie wiederkommen würden. Die Oskoruša, die wachte und zurückblieb, wartete. Und wartete. Sie wartete lange. Zu lange. (Gehen alle oder kommen Menschen?)

Die Spur der Trauer und Abschiede formten sich zu einer großen Wolke, welche sie (wen?) verschmutzte wie der Smog eine Großstadt. Zu schwer und dicht wurde diese Wolke, und die Last zu groß. Dann starb sie. Die Wurzeln fanden keinen Halt mehr, als hätte sie das Warten satt, die Haut zersprang und die Äste brachen ab. Sie hat zu viele Abschiede gesehen.

Und so blieb nur noch die eine Oskoruša übrig, die für die, die gingen. Verlassen ist dieses Dorf, die Häuser zerfallen und die Natur übernimmt das, was die Menschenhand einmal erschaffen hat. Ohne aufgehalten zu werden, verschluckt sie den Ort, in dem ich aufgewachsen bin, mitsamt den Erinnerungen, die mir blieben. Nicht mehr lange und nichts bleibt übrig.

Ich frage mich, ob die Geschichte wahr, ist, oder ob meine Großmutter nur davon erzählt hat, um mir etwas über Verlust beizubringen. Eigentlich ist es klar, dass solche Geschichten nur erfunden sind. Zwei Bäume, die über uns wachen und uns verabschieden, das ist ja absurd. Vielleicht wollte

sie mir auch zeigen, dass jeder Verlust Spuren hinterlässt, dass Verlust nicht nur bei uns Menschen vorkommt, sondern auch in der Erde, in der Luft und in allem anderen auch.

Ich sehe mich weiter um. Alle Häuser stehen leer und die Fenster sind dunkel. Türen, die früher offenstanden, weil jeder sich kannte, stehen schief oder sind mit Schlössern und Holzplanken verriegelt. Die Hoffnung auf Rückkehr haben sie aufgegeben. Mein Großvater ist fort, meine Eltern auch, meine Großmutter sowieso. Ihre Stimmen hallen nur noch in den Wänden wider, in vergessenen Ecken und Gegenständen, die niemand mehr braucht. Die Stimmen verstehe ich selbst kaum, denn auch die vergesse ich langsam. Ich bin zurück nach Oskoruša gekommen - aber nur für kurze Zeit. Ein Besucher in meiner eigenen Vergangenheit, nicht in der Realität. Denn in Wirklichkeit gibt es diese nicht mehr. Ich frage mich, ob die Oskoruša das merkt. Ob sie weiß, dass ich nicht bleiben werde. Vielleicht hat sie sich längst daran gewöhnt, an das Kommen und Gehen, das Geben und Nehmen. Oder vielleicht wartet sie immer noch und ignoriert die Vernunft und hofft immer noch auf die, die nie zurückkommen werden.

Ein leichter Wind weht durch die trägen Blätter der Oskoruša. Ich schließe die Augen und höre genau zu, in der Hoffnung, dass ich ihre leise Stimme höre. Da ist nichts. Kein Flüstern, kein Rauschen wie aus dem Inneren einer Muschel. Ich höre nichts, außer meine chaotischen Gedanken und Erinnerungen, die förmlich in meinem Kopf explodieren wollen. (Die, die diesen einsamen Ort verlassen und nie mehr zurückkehren wollen. Um zu entkommen und nie diesen Kummer wieder erleben müssen. Geht aber nicht.) Bezüge?

Ich stehe auf, klopfe mir den Dreck von der Hose und betrachte den Baum ein letztes Mal. Die Oskoruša steht still in der Hitze des Mittags. Ein bisschen gruselig. Als würde sie mich beobachten, meine Schritte und Bewegungen, als würde sie sich merken, wie lange ich geblieben bin. Nicht lange genug. Sie weiß, dass ich gehe.

Jetzt ist es Zeit, zu gehen. Ich gehe den schmalen Pfad zurück und laufe an zerbröckelnden Mauern vorbei. Dort, wo früher Menschen das Unkraut gepflückt haben, sind nur noch verwilderte Gärten. Ich entferne mich immer weiter vom Baum, mit jedem Schritt, den ich gehe, aber ich spüre ihn immer noch, wie er mich still beobachtet. Er ist wie ein Ort, der mich festhalten will.

Die Oskoruša aber bleibt. Ein Baum, ein Erinnerungsstück, von vielem geprägt. Die stille Natur, die mehr Geschichten und Erinnerungen mit sich trägt, als ein Mensch in seinem Leben erzählen kann. Sie wird bleiben und wachsen, weil keiner mehr kommt, ihre Zweige werden ein Leben lang in den gestreckten Himmel zeigen, als würde sie versuchen, nach denen zu greifen, die schon lange weg sind. Die Jahreszeiten werden kommen und gehen, die Bäume blühen und fallen, mit der Zeit wird Generation nach Generation neu geboren und keine wird sich mehr an die erinnern, die früher hier saßen, ihre Hände an der rauen Rinde stützten und Oskoruša etwas zuflüsterten.

Vielleicht wird der Baum sie vergessen. Vielleicht aber auch nicht.

L. M.



Oskoruša - Erinnerungen hochleben lassen

Der Weg nach Oskoruša zieht sich, kurvig und holprig, der Asphalt in ständigen Rissen, die den Wagen immer wieder erschüttern. Ich spüre die Unebenheiten der Straße durch das Lenkrad, das ich mit festen Händen umklammere. Die Landschaft, die an mir vorbeizieht, ist wild, rau und doch schön. Es ist immer noch Sommer, der Wind streift durch das offene Fenster, und der Geruch von feuchtem Gras mischt sich mit dem der Erde, die in den Hügeln zerfällt. Mein Sohn sitzt neben mir, still, seine Augen auf das Fenster gerichtet. Es scheint, als würde er die Landschaft mit einem Blick verschlingen, doch ich weiß, dass er nicht wirklich begreift, was dieser Ort für unsere Familie bedeutet. Wir fahren den gewundenen Berg hinauf, und das Auto schaukelt auf den unebenen Straßen. Ab und zu blitzen die Ränder eines alten Weidenbaumes oder ein Stück verfallenen Zauns auf. Ich werfe einen kurzen Blick in den Rückspiegel, bevor ich die nächste enge Kurve nehme. Der Weg wird immer schmaler, die Hügel immer steiler. Schließlich erreiche ich eine Kreuzung, vor der ich kurz anhalte. Der Moment, in dem ich mich entscheiden muss, welchen der beiden Wege ich nehme, fühlt sich an, als ob er die Grenze zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit zieht. Ich neige meinen Kopf nach rechts, dann nach links, und nicke schließlich. „Da geht’s nach Oskoruša“, sage ich leise und folge dem verwinkelten Pfad, der uns immer weiter nach oben führt. Schließlich erreichen wir Oskoruša, ein kleines Dorf, in den Bergen östlich von Višegrad. Heute wirkt er fast wie ein Relikt aus der Vergangenheit. Es ist still, zu still. Die Häuser sind verlassen, die Luft schwer, die Fenster leer, die Türen zugenagelt. Noch weniger Menschen als beim letzten Mal leben hier. Einige Häuser sind kaum mehr als Ruinen, die Wände haben sich im Wind gebeugt, das Dach fällt an vielen Stellen schon auseinander. Die Zeit scheint hier stillzustehen, und ich frage mich, wie viele Menschen hierher zurückkehren, bevor sie den Ort irgendwann ganz vergessen haben.

„Schau mal, da“, sage ich und deute auf ein Haus, vor dem wir stehenbleiben. Auf dem Klingelschild stehen die Namen „Gavrilo“ und „Sretoje“, gut erkennbar, doch daneben ist ein dritter Name – völlig verwittert, die Buchstaben nur noch zu erahnen. Ich schaue es mir an und nehme einen weiteren tiefen Atemzug. „Das war der Name eines dritten Bruders“, sage ich leise. „Aber du kannst ihn nicht mehr lesen. Der Name ist verschwunden. So wie vieles hier.“ Ich merke, dass ich von der Vergangenheit spreche, als könnte ich sie noch einmal fassen, sie zurückholen, aber auch mir entgleitet sie ein Stück weit.

„Komm, wir gehen zum Friedhof“, sage ich dann. Ich nehme die Hand meines Sohns, führe ihn weiter in Richtung des alten Friedhofs, der immer noch wie ein stummer Zeuge der Vergangenheit da liegt. „Weißt du“, sage ich, als wir den Friedhof betreten, „deine Großmutter sprach oft von einem Drachen. Ein Drachen mit drei Köpfen. Der eine Kopf war der stärkste, der andere der listigste und der dritte... der dritte war der freundlichste, aber niemand konnte je herausfinden, was er wirklich wollte.“ Der Friedhof ist wie immer ein Ort der Stille. Die Steine sind alt, die Namen fast nicht mehr zu lesen. Viele Gräber sind von Pflanzen überwuchert, die wie Schleier über den Toten liegen. Einige Steine sind halb versunken, andere haben die Jahre einfach überstanden, als hätten die Zeit ihnen nichts anhaben können. Ich ziehe das Foto meiner Großmutter aus meiner Tasche und halte es ihm hin. Ihre Augen blicken mich an, als würde sie wissen, dass ich hier bin, in diesem Moment, und dass ich diese Geschichten weitergebe. Die Erinnerung an ihre Stimme ist so lebendig, dass ich fast den Duft ihres Parfüms in der Luft riechen kann. Ich spüre den Wind,

der durch die Gräser zieht, und binde meinem Sohn den rot-weißen Schal um den Hals, der sich im Wind bewegt, wie der Drache, von dem sie immer sprach.

„Hier“, sage ich, als ich das Schinkenbrot aus meiner Tasche ziehe. Der Duft mischt sich mit der kühlen, trockenen Luft. Der Schinken hat den rauchigen, kräftigen Geschmack, den ich so lange nicht gekannt habe. Das Brot ist frisch, weich, die Kruste ein bisschen knusprig, und der Schinken zart und würzig. Ich nehme einen Bissen, und der Geschmack breitet sich auf der Zunge aus, während ich den Wind in meinem Gesicht spüre, der sich immer kühler anfühlt. Wir essen, schweigend, fast andächtig, als würde uns der Ort selbst in eine andere Zeit entführen. Wir machen uns wieder auf den Weg zum Auto und kommen zu der umzäunten Wiese, auf der die Schafe weiden. „Komm, wir machen noch ein Bild von dir“, sage ich und nehme mein Handy, um ein Foto zu machen. Mein Sohn steht dort, zwischen den Schafen auf der Wiese, das Gesicht im Wind, der seine Haare umspielt. Die Schafe stehen wie stumme Zeugen der Geschichte, die sich um uns herum entfaltet. Ich drücke den Auslöser und halte den Moment fest. Der Moment, in dem Vergangenheit und Gegenwart sich in der stillen Landschaft treffen und etwas bleibt, was nicht so leicht zu erklären ist. Und als wir uns schließlich wieder dem Auto nähern, merke ich, wie viel von diesem Ort ich in mir trage. Mehr als ich je erzählen könnte. Irgendwann komme ich zurück.

J.K.



Das vierte Oskoruša

Es ist Winter. Oskoruša hat noch nie Winter erlebt. Also erfinden wir ihm einen. Mit Schnee, der nach Mandeln riecht, und mit gefrorenen Pfützen, die ein zweites Ich spiegeln. Ich sehe mein zweites Ich, das nicht zögert, die Geschichte zu beginnen. Maria, die Powerfrau, hält die Welt zusammen, während sie auseinanderfällt. Sie trägt den rot-weißen Schal so, dass er flattert, als wäre er eine Fahne einer untergegangenen Republik. Sie hebt Oskoruša hoch, als wäre es ein gefundenes Kind aus einer anderen Welt. „Der dritte Drache ist in der Stadt“, sagt sie, als wolle sie sich vergewissern, dass wir das wirklich verstehen. „Es wird kalt.“ Mein Sohn sieht mich an. Er fragt sich, ob Drachen kalte Winter mögen oder ob sie, wie Schlangen, die Sonne brauchen. Ein Drache mit drei Köpfen müsste sich doch selbst wärmen können, oder? Einer bläst Feuer, die anderen zwei legen sich darunter. Logik der Märchen. Die Oma sagt: „Oskoruša war einmal ein Baum. Und dann wurde es ein Ort. Und jetzt ist es ein Wort.“ Sie rührt in ihrer Tasse, die nach Mokka und Jahren riecht. Das Geräusch des Löffels in der Tasse ist wie das Klappern des alten braunen Koffers, der in der Ecke steht. Der Koffer, der immer da war. Der Koffer, der nicht mehr aufging,

seit das kackende Mädchen ihn benutzt hatte. Ahhh, das kackende Mädchen. Sie sitzt im Schnee, die Hosen runter, als sei die Kälte nichts. Sie betrachtet ihre Schöpfung mit Stolz. Ein kleines dampfendes Etwas mitten in der weißen Unschuld des ersten Oskoruša-Winters. „Kunst“, sagt sie und zeigt auf ihr Werk. Oskoruša ist eine Welt. Oskoruša ist ein Oskar, der nie verliehen wurde, weil niemand den Film je gesehen hat. Oskoruša ist ein vergessener Ort auf einer Karte, ein Wort, das nicht übersetzt werden kann.

Mein Sohn fragt: „Gibt es auch einen dritten Bruder?“ Ich denke nach. Es gibt zwei. Aber wenn es einen dritten gibt, dann ist er vielleicht unsichtbar. Der dritte Bruder könnte das Echo sein, das keiner hört. Der Schatten, der zwischen den Schneeflocken tanzt. Maria nimmt den rot-weißen Schal und wickelt ihn um meinen Sohn. „Der wird dir helfen“, sagt sie, als wäre er ein Zaubergegenstand. Mein Sohn sieht nach unten und sagt: „Ich bin jetzt Oskoruša.“ Und vielleicht hat er recht. Vielleicht sind wir es alle. Mein Sohn wickelt sich fester in den rot-weißen Schal. Das Tuch kratzt ein bisschen, aber er sagt nichts. Es ist das erste Mal, dass Oskoruša Winter erlebt, und er will nichts davon verpassen. Ich frage mich, ob ich jemals so aufmerksam gewesen bin wie er. Oder ob ich die Welt schon damals nur in Erinnerungen betrachtet habe, statt in Momenten. Maria klopft sich den Schnee von den Stiefeln und sagt: „Wenn es einen dritten Bruder gibt, dann ist er wahrscheinlich verloren.“ „Oder versteckt“, sage ich. Mein Sohn überlegt. Dann fragt er: „Kann man verloren und versteckt gleichzeitig sein?“ Das ist eine dieser Fragen, die hängenbleiben. So wie der Geruch von Omas Mokka, so wie das Echo der Kirchenglocken in Oskoruša, die vielleicht gar nicht wirklich geläutet haben. Oma nimmt den braunen Koffer, den, der nicht mehr richtig aufgeht, seit das kackende Mädchen ihn benutzt hat. Sie stellt ihn vor sich hin, streicht mit einer Hand über das abgewetzte Leder. „In diesem Koffer war mal die ganze Welt“, sagt sie. Das kackende Mädchen, das inzwischen eine kleine Schneefestung um ihr Kunstwerk gebaut hat, ruft: „Und jetzt?“ „Jetzt ist er voller Luft“, sagt Oma. Mein Sohn lacht. „Luft kann man nicht einpacken.“ „Dann hast du noch nie einen Reisekoffer von innen gerochen“, sagt Maria. Ich will gerade sagen, dass das nicht dasselbe ist, aber dann denke ich an den Koffer meines Vaters. Jedes Mal, wenn er ihn öffnete, roch es nach Jugoslawien, nach einem Land, das erst verschwand, als ich merkte, dass ich es nie wirklich verstanden hatte. Der dritte Bruder. Die dritte Stimme im Chor. Der dritte Drache, dessen Kopf niemand sieht. „Ich habe ihn gefunden“, sagt mein Sohn plötzlich. Er zeigt auf den Boden. Dort, zwischen den Fußspuren im Schnee, wo gerade noch nichts war, liegt jetzt eine alte Taschenuhr. Oma hebt sie auf, wischt den Schnee vom Zifferblatt. „Das ist Opa's Uhr“, sagt sie. „Dann ist Opa der dritte Bruder?“ fragt mein Sohn. Eine Weile sagt niemand etwas. Es ist die Art von Frage, die Geschichten verändern kann. In diesem Moment fliegt eine Schafherde über uns hinweg. Keine normalen Schafe. Fliegende Schafe. Schafe mit Flügeln aus alten Landkarten, mit Wolken als Rücken. Mein Sohn sieht mich an. „Ist das echt?“ Ich sage nichts. Denn manchmal ist die bessere Antwort, keine Antwort zu geben. Oskoruša erlebt seinen ersten Winter, und die Geschichte schreibt sich weiter. Die fliegenden Schafe ziehen weiter. Sie flattern schwerelos über den Himmel, als wären sie ein Windhauch, der sich selbst erfunden hat. Mein Sohn verfolgt sie mit den Augen, die Taschenuhr noch in der Hand. Der Zeiger zuckt, bleibt stehen. Oma sagt: „Vielleicht ist die Zeit eingefroren.“ „Oder sie will nicht weitergehen“, sagt Maria. Mein Sohn hält die Uhr ans Ohr. „Sie schläft.“ „Lass sie schlafen!“, sage ich. Maria lacht. „Sasa, du tust so, als wäre Zeit ein Lebewesen.“ Ich zucke mit den Schultern. Ist sie das nicht? In Oskoruša kann alles ein Lebewesen sein. Die Erinnerung. Die Luft in Omas Koffer. Selbst das kackende Mädchen, das immer noch stolz auf ihr Werk blickt, als hätte sie die Welt neu erfunden. „Was, wenn der dritte Bruder die Zeit ist?“ fragt mein Sohn. Oma legt eine Hand auf

seinen Kopf. „Dann passt auf ihn auf.“ Der Wind trägt Schnee über den Platz. Die Flocken setzen sich auf unsere Schultern, unsere Haare. Ich denke an den dritten Drachenkopf, den, den niemand sieht. Vielleicht ist er hier. Vielleicht flüstert er uns gerade eine Geschichte zu. Mein Sohn nimmt die Taschenuhr, hält sie vorsichtig über den Koffer. Dann lässt er sie los. Sie fällt langsam, als würde sie schwimmen. Als wäre der Koffer kein Koffer, sondern ein Portal. Als die Uhr auf dem Boden landet, öffnet sich der Koffer. Das kackende Mädchen springt auf. „Jetzt geht er wieder!“ Maria lacht. Oma schaut hinein. „Leer“, sagt sie. „Oder voller Möglichkeiten.“ Ich sehe meinen Sohn an. „Glaubst du, Oskoruša passt da rein?“ Er überlegt. Dann nickt er. „Aber nur, wenn es will.“

Wir schließen den Koffer. Die fliegenden Schafe sind verschwunden. Die Taschenuhr tickt wieder. Oskoruša ist immer noch hier. Der Koffer ist zu. Die Geschichte könnte enden, aber sie weigert sich. Sie bleibt wie Schnee an den Schuhen hängen. Mein Sohn dreht sich um, blickt in die Weite, wo der Horizont Oskoruša verschluckt. „Papa?“ „Hm?“ „Wenn wir den Koffer mitnehmen, nehmen wir dann auch alles mit, was darin steckt?“ Ich denke kurz nach. „Kommt darauf an. Was glaubst du denn, was drin ist?“ Er zögert. Dann sagt er: „Zeit. Geschichten. Und vielleicht ... die verlorenen Dinge.“ Maria nickt. „Dann sollten wir ihn besser nicht verlieren.“ Oma lehnt sich auf ihren Stock. Ihr Blick geht in die Ferne. Vielleicht sieht sie Opa, vielleicht sieht sie den dritten Bruder. Vielleicht sieht sie etwas, das wir nicht sehen können. Das kackende Mädchen hockt sich hin, zeichnet etwas in den Schnee. Eine Tür. „Da geht’s raus“, sagt sie. Mein Sohn legt eine Hand auf den Koffer. „Und wenn wir nicht rauswollen?“ Ich spüre, wie sich Oskoruša verändert. Die Luft ist anders. Die Geräusche sind anders. Vielleicht schneit es jetzt rückwärts. Vielleicht hat der dritte Drachenkopf gerade geblinzelt. Maria nimmt meinen Sohn an der Hand. „Dann bleiben wir noch ein bisschen.“ Ich lächle. Oma lacht leise. Die Tür, die das kackende Mädchen gezeichnet hat, beginnt zu verwischen. Der Wind trägt die letzten Linien davon. Wir stehen in Oskoruša. Und solange wir hier sind, bleibt es.

I. H.



Drachen zähmen

Seit wir über die Grenze fahren, bin ich nostalgisch. Erinnerungen an Großmutter ziehen vorbei wie die Bäume in der Fensterscheibe. Oskoruša. Wieder mal. Ich schaue neben mich. Mein Sohn schläft. Wie kann er? Meine Hand am Lenkrad zittert. Ich habe Angst vor seinem Urteil. Ist mein Oskoruša gut genug, um seins zu werden? Teenager. Ich fühle mich meinem Sohn so fern, zwei Welten, die sich nicht überschneiden. Ihn zu überreden mit mir wegzufahren, war, wie einen Drachen zu bekämpfen. Poskok. Ich habe Angst vor Drachen.

Im Radio läuft Thunder von Imagine Dragons, als wir aus dem Wald fahren. Die Straße ist schlecht. Es ruckelt. Rumms. Schlagloch. Kurz darauf Fluchen. „Scheiße!“. „Alles gut?“. Ein Schnauben als Antwort. Ich schaue zur Seite. Er hat Tränen in den Augen. Wortlos greife ich nach Taschentüchern aus der Mittelkonsole. „Lass das, es ist alles gut.“. Er will nicht, dass ich denke, dass er schwach ist. Schwachsinn. Von wegen Männer dürfen keine Gefühle zeigen. Seine Klassenkameraden sind kein guter Umgang. Der Grund, warum wir hier sind, schiebt sich wieder in den Vordergrund. Oskoruša im Sommer ist schön. Grün. Umringt von Bergen aus Hoffnung. Meine Hoffnung. Ich merke, wie meine Gedanken fliegen. Zu weit. Zeit für die Realität.

Der Ort ist wie ausgestorben. Als würde er schlafen. In Oskoruša steht die Zeit still. Alte Häuser an alten Straßen. Es hat sich nichts verändert seit dem letzten Besuch. Da vorne geht eine alte Frau. Großmutter? Nein. Realität. Ich fahre auf den Parkplatz vor dem Friedhof. Lieblingssort aller Jugendlichen. Bestimmt findet er mich komisch. Der alte Mann vor dem Grab. Als ich aussteige, bin ich überrascht. Es ist warm, angenehm. Mein Sohn streckt sich. „Was wolln‘ wir denn hier?“ Er klingt genervt. Ich fange an zu schwitzen. „Verwandte besuchen.“. „Ich will dir die Gräber deiner Familie zeigen“, klang in meinem Kopf etwas zu makaber. Er nickt nur, während er sein Handy aus der Hosentasche holt. Atmen, ein und aus. Dann betreten wir den Friedhof. Stanišićs umgeben von Stanišićs. Mein Sohn schaut immer noch auf sein Handy. Meine Herkunft ist nicht seine. Ich deute auf den Baum. Wie ein grünes Zeltdach entfaltet er sich über uns. „Hier hat früher ein Drache gewohnt.“, sage ich. „Als ob.“. „Doch wirklich, auf dem Ast dort hat er gelegen.“. „Dann muss er aber ganz schön klein gewesen sein, nicht wirklich bedrohlich.“. „Wenn du wüsstest, dein Opa hat heut noch Angst vor denen. Hat auf dem Vjarac ein ganzes Nest gefunden.“ „Vjarac?“ Stimmt, er war ja noch nie hier. „Das ist der Berg“, antworte ich. Er hebt seinen Blick. Weite Augen, als sehe er die Umgebung zum ersten Mal. Stimmt vielleicht auch. „Da kann man hoch?“ Er klingt begeistert, es überrascht mich. Ich nicke. „Willst du rauf?“ Man muss die Momente greifen, das war ein Schritt aufeinander zu. Er zögert. Ich will schon enttäuscht sein, da sagt er: „Meinetwegen, vielleicht sehen wir ja Drachen.“. Es klingt gleichgültig, ironisch. Seine Augen glühen, sagen das Gegenteil. Ich muss lächeln. Der Weg den Berg hinauf ist mir unbekannt. Ich kenne ihn nur aus Erzählungen von meinem Vater. Lawinengott. Mein Sohn schweigt die ganze Zeit. Das Handy ist in seinem Rucksack. Er schaut den Berg hinauf. Fortschritt. Die Feuerfelsen erkenne ich direkt. Der Atem eines Drachen der die Landschaft bedeckt. Wir bleiben bei einem großen Stein stehen. Ich habe erhöhten Blutdruck. Pause. Mein Sohn steht etwas entfernt. Er schaut ins Tal, auf Oskoruša, wo die Sonne sich feurig dem Boden nähert. Der Drache auf dem Berg. Er dreht sich um. „Komm her, Papa, die Aussicht ist echt toll. Man kann sogar den Friedhof sehen!“. Er klingt begeistert. Ich stehe auf, gehe zu ihm. „Es ist wirklich schön.“. Ich drehe meinen Kopf, er lächelt mich an. Mein Herz hüpf. Ich habe den Drachen gezähmt.

E.B.



Herkunft für Anfänger

Mein Sohn Luka is heute 12 Jahre alt. Wenn ihn jemand fragt: „Wo kommen deine Eltern her?“, sagt er meistens, dass ich aus Bosnien komme und seine Mutter, meine Frau, Deutsche ist. Doch ehrlich gesagt, bin ich damit nicht so ganz einverstanden. Es scheint so einfach für ihn zu sein, diese Frage zu beantworten. Und er sagt ja auch nichts Falsches, geografisch gesehen, bin ich im heutigen Bosnien geboren. Aber Herkunft umschreibt ja nicht allein den geografischen Aspekt. Und als mein Sohn von einem Schulprojekt erzählt hat, in welchem er seine Herkunft präsentieren sollte, wäre Bosnien nicht allein die Antwort gewesen. Auch Heidelberg ist zum Beispiel Teil meiner Herkunft oder Großmutter Kristina. Ja. Natürlich habe ich ihm von Oskoruša und den Menschen dort erzählt. Aber wie könnte ich damit leben, zu wissen, dass ich mich ewig mit dem Thema meiner Herkunft beschäftigt habe und meinem 12 jährigen Sohn nur die Antwort: Bosnien reichen soll.

Im Osten unweit von Visegrád, liegt in den Bergen, grundsätzlich schwer und bei unwirtlicher Witterung gar nicht zugänglich, ein Dorf, in dem nur noch 13 Menschen leben. Das war Oskoruša 2009. Bei meinem ersten Besuch mit Großmutter. Heute ist Oskoruša nicht mehr zu vergleichen mit meinen Erinnerungen von damals. Ausgebaute Straßen, die auch bei Regen befahrbar sind und dutzende Menschen, die sich auf den Straßen tummeln. Es fühlt sich komisch an, Oskoruša so zu sehen, so als hätte dieses alte, beschauliche Dorf all seine Erinnerungen verloren. Als wäre alles, was mal dort war, mit einem Mal weg.

Als wir hier heute Morgen angekommen sind, wurden wir von Gavriilo empfangen. Das Häuschen am Eingang des Dorfs gibt es nicht mehr. Heute befindet sich dort ein Neubaugebiet und dort, wo einst das Haus meiner Urgroßeltern stand, steht heut ein kleines Hotel. Gavriilo führte uns durch das alte, neue Oskoruša. Schließlich endeten wir die Tour an seinem Haus und er lud uns ein, hineinzukommen. Drinnen zeigte Gavriilo Luka Bilder von Großmutter Kristina und mir gab er einen kleinen Koffer auf dem „za Sasa“ stand. Auf Deutsch „für Sasa“. Er war von Großmutter. In diesem befanden sich unzählige Blätter, auf welchen sie ihre Geschichten von der Drachenjagd aufgeschrieben hatte. Wie ein Puzzle waren sie darin verteilt. So muss sich Großmutter Kopf angefühlt haben, als sie anfang, Sachen zu vergessen, wie Seiten, die sie immer wieder neu zusammenfügen musste. Ich dachte immer, dass Großmutter nichts viel von meiner

Arbeit gehalten hatte, doch in diesem Moment merkte ich, woher meine Lust zum Schreiben wohl herkam. Währenddessen erzählte Gavriilo Luka die gleichen Geschichten wie mir 2009. Dass viele Stanisics hier gelebt hatten, von der Schlange im heute fast morschen Baum auf dem Friedhof.

Da Gavriilo Luka, wie mir damals, unseren Verwandtschaftsgrad näherbringen wollte, trafen wir uns am nächsten Tag am Friedhof. Nur dieser Ort schien gleich geblieben zu sein oder zumindest fast. Doch heute sind auch dort zwei Dinge anders. Die Schlange hat sich schon lange aus dem alten, kaputten Baum verkrochen und anstelle meiner Großmutter Kristina steht heute mein Sohn neben mir. Der Speierling trägt, wie Gavriilo erzählt, schon lange keine Früchte mehr und einige der Grabsteine sind nicht mehr. Die Erinnerung an meinen ersten Besuch in Oskoruša und den Baum und die Schlange, an Poskok, die und das Essen am Brunnen versetzen mich ein wenig in Nostalgie. Zu wissen, dass mein Sohn nun weiß, woher seine Familie eigentlich kommt, macht mich glücklich.

Bevor wir uns zwei Tage später auf den Weg zurück nach Višegrad machten, pflanzten wir jedoch einen neuen Baum. Damit Luka irgendwann mit seinen Kindern nach Oskoruša kommen kann und ihnen von den Geschichten erzählen kann. Den Koffer nahm ich mit, noch unschlüssig was, ich mit dem Inhalt machen würde.

~ Der Drachenhort~

C.W.



Oskorušas Schafe

Der 27. April 2048 in Oskoruša: Berge, Bäume, Ruinen, Schlangen, Schafe. Dreißig Jahre nach unserem letzten Besuch sind wir wieder hier. Oskoruša ist noch immer da, aber nicht mehr ganz. Wir gehen erneut durch das hohe Gras, das uns mit grünen Fingern an den Knöcheln greift. Vorbei an den knorrigen Bäumen, die wie alte Männer ihre knöchernen Arme ausstrecken. Die Sicht nach Westen ist frei, doch dort liegt nur das, was von Oskoruša übrig ist: Steinhäufen, halb eingefallene Höfe, Schatten von Mauern, die sich an Erinnerungen lehnen.

Der Berg ragt noch immer fast bis zum Himmel, mit Wäldern, die wie zerzauste Gedanken bis zum Gipfel wachsen. Dort, zwischen Moos und vergessenen Geschichten, liegt der Friedhof. Die Gräber meiner Urgroßeltern, umarmt von hohem Gras. Gavriilo, Marija, Stretoje – sie sind noch da, wenigstens auf dem Stein der Grabsteine. Der Becher, den wir 2009 auf das Grab meiner

Urgroßmutter stellten, steht noch immer da. Eine kleine Schlange hat sich am Rand festgeklammert.

Oskoruša ist verlassen.

Bis auf die Schafe. Die Schafe, die jetzt die wahren Bewohner sind, schauen auf uns herab, als hätten sie hier schon immer das Sagen gehabt. Eins kaut bedächtig auf einem Blatt. Ein anderes hebt kurz den Kopf, als wolle es etwas sagen, entscheidet sich aber dagegen. Wir kommen zum Brunnen. Noch ein Schaf. Ein altes, mit tiefen Falten im Fell, das aus einem rostigen Eimer trinkt. „Weise bist du, alter Freund“, sage ich ihm. Es blinzelt langsam und trinkt weiter. Zwischen den Hausruinen weitere Schafe, verstreut wie alte Geschichten, die niemand mehr zu Ende erzählt. Wir lassen uns nieder und trinken aus dem Brunnen. „Dem Brunnen, den mein Urgroßvater gebaut hat“, sage ich mit gewichtiger Stimme. Mein Begleiter nickt ehrfürchtig, nimmt einen Schluck – und verzieht das Gesicht. „Schmeckt... geschichtsträchtig“, murmelt er. Auf dem Weg zu Gavrilos Haus – oder dem, was noch davon übrig ist – entdecken wir ein weiteres Schaf. Es lehnt lässig an einer halb eingestürzten Mauer, als würde es auf jemanden warten. „Guten Tag“, sage ich. Keine Reaktion. Dann, ganz plötzlich, blökt es, laut und tief, als wolle es uns zurückgrüßen. Wir nicken feierlich.

Gavrilos Haus.

Hier ist die Zeit stehengeblieben, oder sie hat einfach das Interesse verloren. Die Tür hängt schief in den Angeln, aber sonst steht noch alles. Wir setzen uns an den Tisch, als könnte jede Sekunde jemand zur Tür hereinkommen und fragen, warum wir in seinem Haus sitzen. Ein Schaf, das uns offenbar als Teil der Familie akzeptiert hat, gesellt sich zu uns. Wir trinken mitgebrachten Kaffee. Später stehen wir auf einer Wiese, wo einst ein Zaun gewesen ist. Jetzt liegt dort ein Foto aus längst vergangenen Tagen. Ein Foto von meinem Urgroßvater und das Foto von mir auf dem Zaun. Ich lege eine himmelblaue Zahnbürste dazu. Bevor wir gehen, werfen wir einen letzten Blick zurück. Die Schafe beobachten uns. Sie wissen, dass wir wiederkommen. Wir gehen nicht. Noch nicht. Ein Windstoß fährt durch die Ruinen und spielt mit dem Gras. Es klingt fast wie ein Wispern. Vielleicht flüstert Oskoruša selbst, leise, wie ein altes Haus, das nachts knarzt, wenn es sich an seine Bewohner erinnert. Wir folgen einem schmalen Pfad zwischen den Häusern hindurch. Die Steine unter unseren Füßen erzählen Geschichten von Schritten, die hier einst gingen – Kinderfüße, barfuß auf heißem Sommerboden, und alte müde Schritte, die sich im Schatten der Obstbäume ausruhten.

Dann stehen wir vor einer Tür. Nein. Nicht wirklich eine Tür. Nur ihr Rahmen. Der Rest ist längst verfallen, verweht, vergessen. Doch jemand – oder etwas – hat sie stehen lassen. Ein Denkmal an das, was einmal ein Zuhause war. „Vielleicht ein Zeichen?“, frage ich. „Von wem?“ Ich zucke die Schultern. Ein Schaf tritt neben mich. Es blinzelt langsam, als wisse es die Antwort, würde sie aber für sich behalten. Langsam gehen wir weiter. Am Rand des Dorfes, wo die letzten Steine ins Gras tauchen, finden wir den alten Speierling. Der Baum, der alles überlebt hat. Er steht krumm und knorrig, aber seine Äste tragen Früchte. Bittere Früchte, die sich nicht unterkriegen lassen. Ich lege eine Hand auf die Rinde. Der Baum ist warm. Mein Begleiter tut es mir nach. „Fühlt sich an, als würde er leben.“ „Natürlich lebt er“, sage ich. „Alles hier lebt.“ Die Schafe kauen, die Bäume atmen.

Oskoruša ist nicht tot.

Es schläft nur. Dann drehen wir uns um und gehen zurück, durch das hohe Gras, vorbei an den Ruinen, die keine Ruinen sind, sondern Erinnerungen aus Stein. Die Schafe beobachten uns. „Bis

zum nächsten Mal“, sage ich leise. Und irgendwo, zwischen den Blättern des Speierlings, scheint eine Stimme zu antworten.

A.B.



Der dumme Esel

Die Sonne steht bereits knapp über dem Vijarac, als mein Sohn und ich durch die Wälder der Berglandschaft südlich von Višegrad kurven. Das Handy hatte seit 40 Minuten keinen Empfang mehr und mein Sohn wird allmählich unruhig auf dem Kindersitz. „Wann sind wir da, Tata?“, berechnete Frage, denn über die Antwort bin ich mir ebenso unklar wie er.

„Bald“, sage ich und versuche krampfhaft mir meine Angespanntheit nicht anmerken zu lassen. Mein mangelhafter Orientierungssinn spielt mir jedoch nicht in die Karten. Ich schiele regelmäßig auf die ausgebreitete Landkarte auf dem Beifahrersitz, die ich in Višegrad in einem Kiosk gekauft habe, einem Kiosk, dessen Leuchttafel beim Anblick mit einem epileptischen Anfall drohte. Die träge Verkäuferin nuschelte mit Kippe im Mund, die neueste Ausgabe sei 20 Jahre alt. „Wird schon“, antwortete ich noch optimistisch.

Ich versuche der Linie zu folgen, die mir eine befahrbare Straße nach Oskoruša verspricht. Wohl mehr ein improvisierter Schotterweg. „Tata, wann sind wir da?“, fragt mein Sohn, während er mit jeder Wiederholung dieser Frage die Worte „Tata“ und „da“ immer melodischer in die Länge zieht. „Dauert nicht lang“, seufze ich und versuche zu lächeln. Wir nehmen die letzte Kurve und erreichen seit langem wieder eine Ortschaft. Ich erkenne diese sofort wieder und auch den stämmigen Mann mit kurz rasierten Haaren, der breitbeinig auf einem Autoreifen sitzt. Wir halten an, um uns mit Wasserflaschen zu bewaffnen, bevor wir den letzten Berg bezwingen. Ich steige aus und frage ihn, ob man hier in einem Geschäft Wasser zu kaufen bekommt. Er führt ein Apfelstück mit der Spitze seiner Messerklinge zu seinem Mund und beißt ab. Er mustert mich mit schmalen Augen. Entweder, weil er mich erkannt hat oder weil mein Auto ein deutsches Kennzeichen hat. Während er langsam kaut, erscheinen seine markanten Kieferknochen wie zwei Dellen an den Seiten seiner Wangen. Mit seinem Blick fixiert er den Apfel und nickt demonstrativ

in die gefragte Richtung, ohne ein Wort hervorzubringen. „Was führt euch in die Gegend?“, entgegnet er mit derbem Ton. „Wir wollen nach Oskoruša.“ „Baut also ein Haus dort“, sagt er und führt sich erneut ein Apfelstück mit der Klinge zum Mund. Für einen Moment bin ich verwundert über diese Annahme. Das letzte Mal, als ich hier war, schien der Ort schleichend von der Landkarte zu verschwinden. Und jetzt soll dort gebaut werden? „Nein, also, eigentlich gehen wir nur Familie besuchen...“ Er nickt, ich nicke.

Mit Wasserflaschen in der Hand und einem seltsamen Bauchgefühl laufe ich zurück zum Auto und hole meinen Sohn ab. Erfahrungsgemäß werden wir den restlichen Weg wohl lieber zu Fuß gehen.

Der Berg wird allmählich steiler und mein Atem schwerer. Mein Sohn scheint froh, nach langer Fahrt wieder auf den Beinen zu sein, und köpft, munter im Hopserlauf, mit einem Weidenzweig die Brennesseln am Wegesrand. Plötzlich bleibt er ruckartig stehen und lässt vollkommen entrüstet seinen Weidenzweig fallen. Erstaunt dreht er sich zu mir um und zeigt über unsere Köpfe hinweg in Richtung der großen Wiese, über die Gavriilo einst zu Großmutter und mir eilte. „Schau mal da, Tata!“, ruft er ekstatisch. Ich blicke auf und sehe einen großen roten Körper, welcher stürmisch über den Himmel saust. Große gelbe Augen und eckige Zähne blitzen im Sonnenlicht auf. Der Körper kreist meterhoch über der Wiese, mal höher, mal tiefer. Wild umherflatternd wird er vom Wind getrieben und schießt geschickt durch den starken Gegenwind, der ihm scheinbar keine Schwierigkeiten bereitet. Darunter zwei Jungs, die offenherzig lachen und über die Wiese rennen. Gemeinsam halten sie die Schnur fest in ihren Händen umschlossen, die es ihnen erlaubt, den Drachen zu bändigen. Als sie uns entdecken, halten sie inne und winken uns fröhlich zu. Sie rufen uns die Einladung zu, mitzumachen. „Tata, darf ich mit den Jungs spielen gehen?“, fragt mich mein Sohn ganz begeistert. Ich nicke ihm zu, unter der Bedingung, dass er auf der Wiese bleibt, damit ich ihn im Auge behalten kann. Am Hang der Wiese taucht plötzlich eine Frau auf. Sie hebt ihre Handfläche zur Stirn, um die Abendsonne abzuschirmen. Ich laufe auf sie zu und sie lächelt mich freundlich an. Von der Ferne aus betrachtet wirkte sie älter, jetzt aus der Nähe, scheint sie jedoch in meinem Alter zu sein. Sie ist groß und ihre stämmige Figur verrät, dass sie viel Kraft haben muss. Ihr gebräunter Teint und ihr Gesicht sind von viel Arbeit im Freien gezeichnet, aber ihre Augen verleihen ihr eine frische Lebendigkeit. „Hallo, ich bin Kalina. Sie sind bestimmt hier wegen der neuen Grundstücke, die zum Verkauf stehen“, sagt sie. „Nein, eigentlich sind mein Sohn und ich hierhergekommen, weil meine Familie von hier entstammt.“ „Oh, das tut mir leid“, entschuldigt sie sich, „die meisten Besucher, die hier vorbeikommen, sind Interessenten wegen der beliebten Baulage. War lange im Besitz meiner Familie, verbliebene Dorfbewohner, die sich weigerten, ihre Heimat zu verlassen. Wurde erst verkauft, nachdem sie im vorigen Jahr verstorben sind. Gavriilo und Sretoje“, sagt sie in andächtigem Ton. „Sind sie Ihnen bekannt?“, fragt sie. „Ja, meine Großmutter war eine alte Freundin von Gavriilo“, sage ich. „Mein aufrichtiges Beileid.“ „Oh, machen Sie sich keine Umstände. Sturer Mann gewesen, mein Großvater. Hat uns viele Probleme bereitet wegen dem ganzen Land hier. Wollte nicht, dass es verkauft wird. Aber all die Zeit hat niemand das ganze Land zu bewirtschaften. Hatten keine Wahl. Mein Mann und ich, wir haben den Bauernhof übernommen, das restliche Land steht nun zum Verkauf.“ „Gibt es den Friedhof noch?“, frage ich. „Ja, ich begleite Sie gerne dorthin.“ Kalina stapft über die Wiese voraus, ich hinterher. Wir laufen durch die Ortschaft, vorbei an der Stelle, wo einst das Haus meiner Vorfahren stand. Die Ruinen sind ersetzt worden durch einen Rohbau, bei dessen Anblick die Augen beginnen zu schmerzen. Die feuerroten Ziegel leuchten uns in der Abendsonne kräftig entgegen und ich wende meinen Blick von ihnen ab. Der Schmerz meiner Augen schießt hoch in

meine Gedanken, die mir nun das Foto vor Augen führen, das Großmutter einst von mir gemacht hat. Der Friedhof scheint verwahrloster als bei meinem letzten Besuch. Neu sind allerdings die zwei Gräber von Gavriilo, daneben das von Sretoje. Ich versuche mich zu orientieren und suche mit meinen Augen den Friedhof ab. Doch ich finde den Speierling nicht mehr, der einst über dem Grab meiner Urgroßeltern wuchs. „Wissen Sie, was mit dem Baum, der hier wuchs, geschehen ist?“, frage ich. „Ah der Speierling. War ganz schön alt, der Baum, aber den mochten leider die Parasiten genauso sehr wie Gavriilo. Gab einen schlimmen Sturm hier vor langem, da hatten die Parasiten die Wurzeln aber schon aufgefressen. Den Baum riss es dann aus der Erde“, sagt sie unbefangen. „Tut mir leid, aber ich muss wieder zurück. Mein Mann wartet auf mich. Unsere Schafe schaffen es immer wieder, sich selbstständig vom Acker zu machen. Hat mich sehr gefreut sie kennenzulernen, auf Wiedersehen!“, ruft sie eilig über ihre Schulter hinweg und läuft im schnellen Schritt davon. Sprachlos blicke ich auf das zurückgebliebene Erdloch, in dem der Speierling einst tief verwurzelt gewesen ist. Ich erinnere mich zurück, als Großmutter, Gavriilo, Marija und ich hier gemeinsam mit den Toten aßen und tranken, im Schatten des Speierlings. Die letzten Strahlen der Sonne erhitzen die Erde und die Gräber gnadenlos, und in der Ferne beginnt die dicke Luft über dem Erdboden zu zittern. Ich habe nichts als Wasser bei mir, also gieße ich es auf die Erde. In Sekundenschnelle versickert es in den aufgeplatzten Rillen des Bodens und mir scheint es, als würden sie einen ebenfalls verschlucken wollen, sofern man hier zu lange verweilt. Ich werde aus meinen Gedanken gerissen, als mein Sohn hinter mir auftaucht. Er umarmt mich von der Seite und ich fahre ihm mit meiner Hand durchs Haar. „Hattest du Spaß mit den beiden Kindern?“ „Ja, aber dann wollten sie mit mir reden und ich konnte sie nicht verstehen. Das hat mir keinen Spaß mehr gemacht“, sagt er und schaut schmollend zu Boden. „Warum steht da mein Name?“, fragt er verwundert und schaut auf die Gräber mit dem Namen Stanišić. „Das sind deine Ur- Urgroßeltern“, sage ich und die Reaktion meines Sohnes bestätigt meine Vermutung, dass ihm die Vorstellung dafür nicht ausreicht, um zu wissen, wie viele Generationen ihn und seine Vorfahren voneinander trennen. Und zugegebenermaßen muss ich auch einen Moment darüber nachdenken, um es mir bildlich vorstellen zu können. „Das verstehe ich nicht“, sagt er und wendet sich vom Grabstein ab. Das Thema kümmert ihn nicht weiter und er widmet seine Aufmerksamkeit dem Grashüpfer, der vor ihm über den Boden hüpfte. Ich bleibe stehen und blicke erneut auf das Loch im Boden. Mein Sohn versteht den ganzen Wirbel um diesen Ort nicht und ich beginne allmählich, das gleiche zu empfinden. Er kennt keinen Baum, der hier einst seine Wurzeln geschlagen hat. Die Ruinen des alten Hauses unserer Vorfahren hat er nie gesehen, er sieht bloß das Haus einer anderen Familie. Er hat Probleme, die Sprache zu verstehen, so wie ich Probleme hatte, Deutsch zu verstehen. Was passiert, wenn man nicht mehr in der Sprache seiner eigenen Herkunft zu Hause ist? Gemeinsam laufen wir den Berg hinunter. Ich möchte Oskoruša verlassen, bevor es dunkel wird. Als wir über die Wiese laufen, begegnen wir der einheimischen Schafherde, die Kalina und ihr Mann vergeblich suchen. Doch selbst die Herde hat sich verändert. „Schau mal, Tata, der passt da ja gar nicht rein“, sagt mein Sohn und zeigt in Richtung der Herde. Zwischen den alten Schafen, die ihr Leben lang über diese Wiesen liefen, steht ein Esel. Er kaut gelassen mit offenem Mund und schaut mich an. Er passt nicht ins Bild und zwischen den vielen Schafen sieht er ganz schön dumm aus.

A.K.

